

Finale

O-Ton

«Parlamentarier würden die zweite Klasse verstopfen.»

Stefan Müller-Altermatt (CVP, SO) verteidigt in «20 Minuten» den Entscheid des Nationalrats, am Grattis-Erstklass-GA für die Mitglieder des Parlaments festzuhalten.

Kulturnotiz

Bühne Agnes, Lydia und Gott: Das Effinger-Theater 2018/19

Neun Produktionen, darunter drei Uraufführungen und drei Schweizer Erstausführungen: Das Berner Theater an der Effingerstrasse hat seinen Spielplan für die kommende Saison publiziert. Bearbeitungen von Romanen machen darin einen Schwerpunkt aus. So eröffnet das Theater die Spielzeit am 22. August mit «Agnes», jenem Roman, mit dem Peter Stamm vor zwanzig Jahren seine Karriere startete. Ferner kommt Lukas Hartmanns aktuelles Buch «Ein Bild von Lydia» auf die Bühne. Sowie die Liebesgeschichte «Unsere Seelen bei Nacht» von Kent Haruf, in der Heidi Maria Glössner die weibliche Hauptrolle spielt. Im Weiteren kehrt der Schauspieler Uwe Schönbeck an die Effingerstrasse zurück, und zwar als Gott - im Stück «Gott der Allmächtige» von David Javerbaum. Schliesslich steht erstmals Jugendtheater auf dem Programm: Meret Haslers Stück «Das Treibhaus», das aus dem «Schreibstoff» hervorgegangen ist, dem vom Haus lancierten Förderprogramm für Jungautoren. (ddf)

Das ganze Programm: demnächst auf www.dastheater-effingerstr.ch

Tagestipp Premio-Final

Viermal 20 Minuten für den Nachwuchs

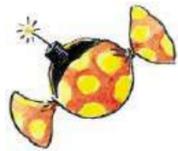
Wer sehen will, was der Theater- und Tanznachwuchs dieses Landes gegenwärtig alles treibt, und zwar im besten Fall und Sinn, der ist in Bern heute Samstag genau richtig: An der Hochschule der Künste wird die Endrunde im schweizerweiten Wettbewerb Premio ausgetragen. Zwei der vier Finalisten, die ihre Projekte in 20-Minuten-Auftritten zeigen, haben an diesem Haus ihre Ausbildung erhalten: Ernestyna Orlowska («Hate Me, Tender») und Teresa Vittucci («BODIY»). Zudem am Start: Aurore Jecker mit «Helen W.» und Mathis Pfäffli mit dem «Schatz im chinesischen Kloster». Sozusagen hausgemacht ist schliesslich auch die Performance, mit der der ehemalige HKB-Masterstudent Johannes Dullin den Tag beschliesst, und das nach erheblichen Erfolgen in freier Wildbahn und ausser Konkurrenz. Titel seines Solos, Obacht: «The Best Piece of the Season». (ddf)

Heute, 15 bis 21 Uhr, Hochschule der Künste, Zikadenweg 35, Bern. www.premioschweiz.ch

Bonbons & Granaten Güzin Kar

Denkverbote

Eine frühere Nachbarin von mir war überzeugt, dass ihr Hund einige Worte sprechen könne. Da das Tier zwar sprachbegabt, aber gleichzeitig auch



schüchtern war, äusserte es die Laute «Mama» und «Brot» immer nur dann, wenn die beiden allein waren. Warum der Hund gerade diese Wörter beherrschte und nicht etwas Sinnvolles wie «Frolic» oder «Deine Slipeinlage drückt durch» sagte, verstand ich nicht.

Nun gibt es Menschen, die an die Existenz von Denkverboten glauben, und diese erinnern mich ein wenig an meine verschrobene Nachbarin. Sie sind allen Ernstes davon überzeugt,

dass es gesellschaftliche Bestrebungen zur Ahndung von unliebsamen Gedankengängen gebe. Dass es Beschränkungen in der Meinungsäusserungsfreiheit gibt, daran besteht kein Zweifel. So darf ich einen Richter nicht ungestraft einen Idioten nennen und keine Frau als dumme Kuh titulieren, solange sich dies nicht im Rahmen einer vorher festgelegten Ordnung abspielt, zum Beispiel als Dialogzeile auf einem Filmdreh oder während eines wie auch immer gearteten sexuellen Rollenspiels. Ich darf aber denken, dass der Richter ein Idiot und die Frau eine dumme Kuh sei, auch deshalb, weil es keiner überprüfen kann. Auch stimmt die Vorstellung, wonach das, was man sagt, das Abbild dessen sei, was man zuvor gedacht habe, nicht, da Gedanken ungeordneter, unhierarchischer und

widersprüchlicher sind, als der sprachliche Ausdruck es sein kann.

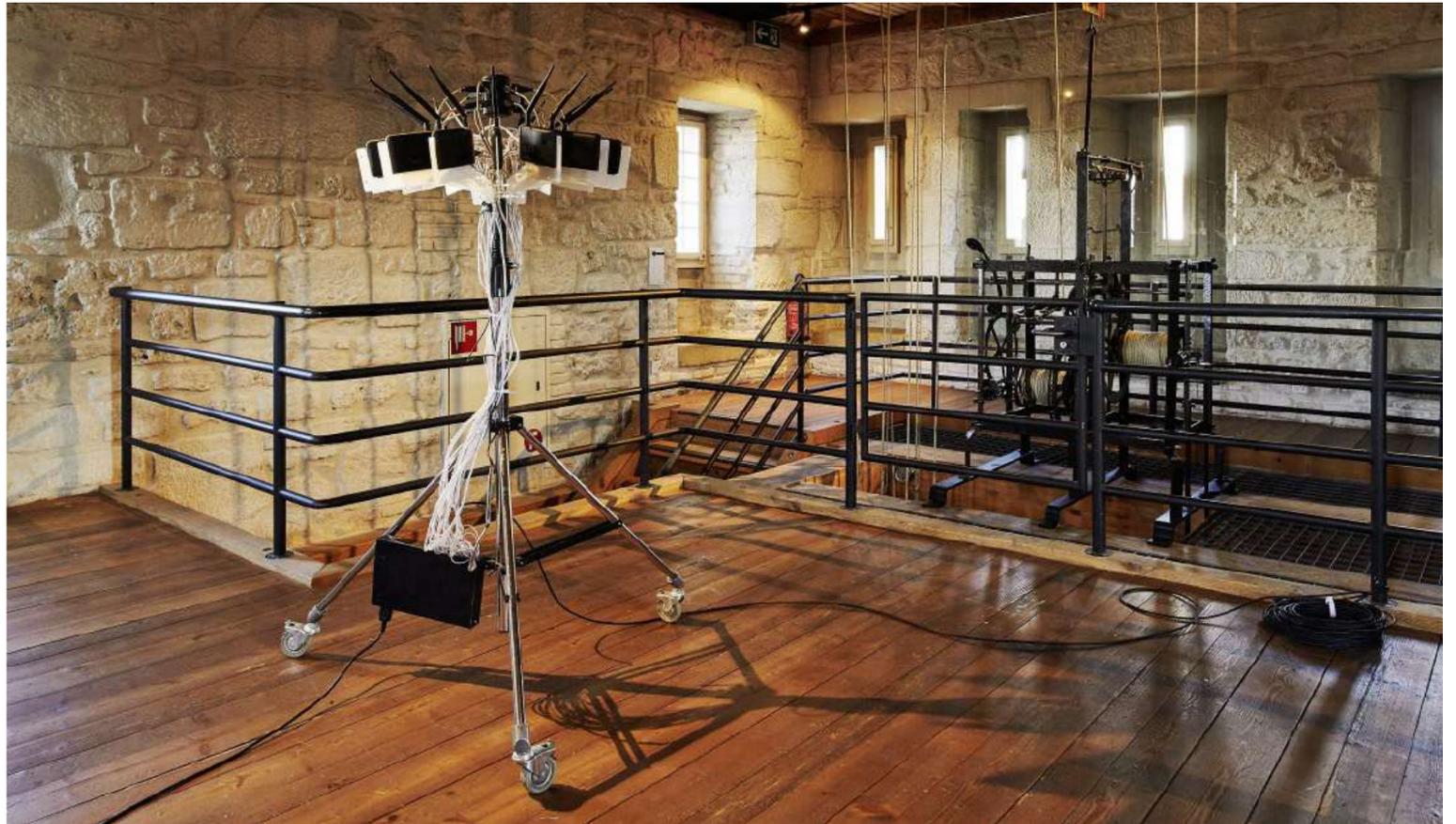
Warum also gehen Menschen davon aus, dass es eine gesellschaftliche Übereinkunft zur Zensur von Gedanken gebe? Um diese geradezu absurde Vorstellung halbwegs mit Logik zu untermauern, haben sie die Gedankenpolizei erfunden, diese Überwachungseinheit, die unser Innenleben durchleuchtet, gründlicher, als Drohnenformationen es je könnten. Da liegt man auf seiner Chaiselongue, raucht drei Gauloises gleichzeitig, beisst in ein blutiges Schweinssteak und freut sich, zum Dessert achtmal Mohrenkopf zu sagen, während man darüber sinniert, dass Schwarze aufgrund ihrer Hautfarbe dumm, Frauen aufgrund ihrer Titten nobelpreiswürdig und

man selber sowieso die bestmögliche Ausgestaltungsform des Prinzips Mensch sei, und auf einmal klopft es an die Tür, und draussen stehen der Gedankeninspektor und seine Armada von queer-feministisch-trans-veganen Gehülfen und sagen: «Haben Sie ein Alibi für die Zeit zwischen 19 und 20 Uhr, als diese schlimmen Gedanken gedacht wurden?»

Bevor man sein Verteidigungspamphlet vortragen kann, beschistst man sie einen in Funk und Fernsehen, vierteilen und rädern einen digital, nur weil man kühne Gedanken schweifen liess, ungehemmt wie den befreienden Furz nach einem üppigen Essen. Denn um Kühnheit geht es doch, wenn man von Denkverboten spricht, um den Mut, Unerhörtes zu denken. Dass sich das angeblich Unerhörte, Unange-

passte im Immergleichen erschöpft, erinnert an die Sprachkünste des Hundes: Flüchtlinge sind pfui, und diese ganze politisch korrekte Gesellschaft mit ihrem Hass auf Nippel und Witze ist noch pfuier.

Brot und Mama. Ich werde den Eindruck nicht los, dass jene, die an Denkverbote glauben, meiner Ex-Nachbarin nicht unähnlich sind. Um ihren Alltag etwas aufzupeppen, erfinden die einen einen sprechenden Hund und die anderen einen Galileo Galilei im Miniformat, der irgendwo im eigenen Denkapparat hockt und gegen den Mainstream andenkt, während sie ihre Zehennägel schneiden. Die Banalität der eigenen Gedanken ist wohl ähnlich schwer auszuhalten wie ein Hund, der einfach nur ein Hund ist.



Misslungener Versuch, die Ortung der Besucherhandys zu stören: Die Installation «Packetbridge» (2012-15) von Gordan Savic und Bengt Sjölen. Foto: zvg

Geister machen keine Politik

Das Politforum im Käfigturm in Bern lanciert sich als Ort der Debatte neu. In einer Ausstellung schliesst es den öffentlichen Raum an den virtuellen an. Klar wird: Das Digitale muss politischer werden.

Martin Bieri

«Re/public - öffentliche Räume in digitalen Zeiten». So heisst die durch Podien und Workshops ergänzte kleine Kunstausstellung, die Stefanie Marlene Wenger, Roland Fischer und Raffael Dörig im Käfigturm eingerichtet haben; als erste Eigenproduktion des Forums seit der Neulancierung Anfang Jahr. Passend - der ehemalige Wachturm war ein gebauter Knotenpunkt in einem Informationsnetzwerk. Und passend auch, weil das Politforum den virtuellen Strukturen im Internet einen realen Raum entgegensetzt, sich selbst nämlich, in dem Menschen von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen und somit die Grundbedingung des Politischen demonstrieren. Etwas, von dem man noch nicht weiss, ob es im Digitalen überhaupt möglich ist.

Eine neue Aufklärung

Das zeigte sich zum Beispiel am Donnerstagabend, als die Frage diskutiert wurde, ob das Internet komplett von kommerziellen Interessen durchdrungen und zu einer einzigen globalen Shoppingmall geworden sei. Die Netzaktivistin und Künstlerin Kathia von Roth fertigt nicht kommerzielle Community-Software; die Entwickler Dominique Gaschen und Roman Kasinski hingegen würden gern Geld ver-

dienen im Netz, und der bei der PR-Agentur Farner tätige Markus Maurer sieht in einem pragmatischen Optimismus angesichts der Kommerzialisierung mehr Chancen als Gefahren.

Der Philosoph und Mathematiker Dieter Mersch hingegen führte eine wohlthuende Skepsis vor und wies auf den grundlegenden Unterschied zwischen Teilnahme und Teilhabe hin. Das Kommunikationsnetzwerk Internet fordere die Nutzer zur Teilnahme auf, gerade unter kommerziellen Gesichtspunkten; sei es als Konsumenten oder als Datenlieferanten. Teilhabe im Sinne von verteilter Verantwortung sei hingegen nicht vorgesehen, was Politik als ethisch konditionierte gemeinsame Sache von vornherein verhindere. Mersch plädierte deshalb für eine neue Aufklärung, um dem mathematisch-ökonomischen ein anderes Menschenbild entgegenzustellen, das nicht von der Technik diktiert sei. Mersch und von Roth führten das am Beispiel der sogenannten sozialen Medien aus, die unserer Kommunikation mit Maschinen den Anschein einer Mensch-Mensch-Kommunikation geben. Zwar stehen wir mit Menschen in Kontakt, aber eben unter den reduktiven Bedingungen der Maschine.

Welche politischen Auswirkungen es hat, wenn Menschen und Maschinen

solche Verbindungen eingehen, ist das Thema der Ausstellung im Käfigturm. Betritt man sie, befindet man sich sofort im Einflussbereich der Maschinen. Yvon Chabrowskis und Nicolás Rupcichs Installation erfasst die Anwesenden und verwandelt ihr Abbild auf einem Bildschirm in schwarze Schemen, als wäre die eigene Existenz ausgelöscht.

Die Installation «Where have you been» von Lasse Scherffig würde auf die Wifi-Daten der Mobiltelefone des Publikums zugreifen und wäre so in der Lage, sofort ein Bewegungsprofil sichtbar zu machen. Umgekehrt gehen Gordan Savic und Bengt Sjölen vor, die dem Handy vorgaukeln, sich an einem anderen Ort auf der Welt zu befinden (Bild). Vorgaukeln würden, muss man auch in diesem Fall sagen, denn beide Hacker-Installationen funktionieren nicht. Vielleicht sind die Mauern des alten Turms doch zu dick. Oder das Netzwerk hier ist zu gut geschützt.

Wir sind bloss Augenzeugen

Enttäuschend ist auch die ausgestellte Kunst - was nicht bedeutet, dass sie schlecht ist. Doch die relationale Ästhetik solcher Werke richtet sich gar nicht an uns, sondern an unsere Geräte. Wir sind bloss Augenzeugen einer spielerischen Interaktion zwischen Maschinen.

Vielleicht ist das Betrachten dieser Art von digitaler Kunst deshalb so unbefriedigend, weil sie uns nur noch kleine, einsame Aha-Momente überlässt, als wären wir Geister in einer für uns verschlossenen Welt.

Geister machen aber keine Politik. Und sie haben keine Geschichte. Dieter Mersch unterschied denn auch den «historischen Raum», in dem wir leben, von den ahistorischen, vom «Fetisch der Gegenwärtigkeit» geprägten Netzwerken des Digitalen, die eigentlich gar keine Räume sind. Welche politischen Ideen dort entstehen, zeigen die zwei sehenswerten Filme «60 Million Americans Can't Be Wrong» und «The Seasteaders»: Anarcho-kapitalistische Aussiedlerfantasien treffen auf neosozialistische Cloud-Utopien. Was sie verbindet, ist die Ablehnung der Geschichte und ihrer politischen Errungenschaften. Als würden sich Menschen nicht seit Jahrtausenden Gedanken darüber machen, wie sie sich organisieren sollen. Und als wären dabei nicht schon ein paar Ideen herausgekommen; unvollkommene zwar, aber manchmal ganz nützliche. Wie zum Beispiel jene, sich in einem alten Turm zu treffen und über das Politische zu reden.

«Re/public - öffentliche Räume in digitalen Zeiten», bis 7. Juli